

FEUILLETON

KOMPAKT

SPRACHE

Wird „Schlecker-Frauen“ das Unwort des Jahres?

Der Begriff „Schlecker-Frauen“ hat gute Chancen auf das Unwort des Jahres 2012. Der nach der Insolvenz der Drogeriekette geprägte Begriff sei mit 163 Nennungen das mit Abstand am häufigsten eingesandte Unwort, sagte Jury-Sprecherin Nina Janich. Die Darmstädter Professorin wies allerdings darauf hin, dass die Anzahl der Einsendungen nicht ausschlaggebend sei. Ebenfalls häufig genannt wurden „Anschlussverwendung“ (125), „moderne Tierhaltung“ (102) und „Ehrensold“ (88). Unwort des Jahres 2011 war „Döner-Morde“. Bei der Wahl zum Wort des Jahres war „Schlecker-Frauen“ auf Platz vier gelandet. Nach Ansicht der Gesellschaft für deutsche Sprache wird so den ehemaligen Mitarbeiterinnen „sprachlich ein Denkmal“ gesetzt.

NEUSEELAND

Erdbeben-Basilika bleibt eine Ruine

Als Mahnmal für die Erdbeben von 2010 und 2011 soll die schwer beschädigte katholische Basilika von Christchurch erhalten bleiben. Ein Plan sieht vor, Teile der Fassade und die Nordwestseite stehen zu lassen. Der Plan belebt die Diskussion über die anglikanische Christchurch Cathedral. Der ebenfalls schwer beschädigte Bau soll nach dem Willen der Kirchenleitung abgetragen werden. Abrissgegner hatten dagegen geklagt. Ein Gericht stimmte dem Rückbau unter der Bedingung zu, dass zuvor Pläne für einen Nachfolgebau feststünden. Beide Bauten waren durch ein Erdbeben im September 2010 beschädigt worden. Bei der katholischen Kirche brachen die Portaltürme ein. Die Vierungskuppel musste aus Sicherheitsgründen abgerissen werden. Die Basilika gilt als bedeutendster Bau der Neorenaissance auf dem australischen Kontinent. Die nahe gelegene anglikanische Christchurch Cathedral, Wahrzeichen der Stadt, ist im neugotischen Stil errichtet und wurde 1904 fertiggestellt.

KINO

Trickfilmpionier Gerhard Fieber tot

Gerhard Fieber, der mit „Armer Hansi“ 1942 den ersten deutschen Zeichentrickfilm mit Spielhandlung drehte, ist im Alter von 96 Jahren gestorben. Der 18 Minuten lange „Hansi“ erzählte von den Abenteuern eines aus seinem Käfig in die Freiheit entkommenen Kanarienvogels und wurde als Vorfilm zur „Feuerzangenbowle“ gezeigt. Fieber drehte 1950 mit „Tobias Knopp, Abenteuer eines Junggebellens“ auch den ersten abendfüllenden deutschen Trickfilm. In den Sechzigern animierte Fieber unter anderem die ZDF-Mainzelmännchen.

AUSSTELLUNG

Technikmuseum zeigt die ersten Computer

Das Deutsche Technikmuseum Berlin zeigt Nachbauten der weltweit ersten Computer. Ab 13. Januar führt Horst Zuse, Sohn des Computerefinders Konrad Zuse (1910-1995), einmal pro Monat die Anlagen vor. Konrad Zuse hatte 1941 in Berlin den ersten funktionsfähigen Digitalrechner vorgestellt. Sämtliche Originale wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört.

THEMA



DARF AP/IAN WEST

Musik

Miloš: Seine klassische Gitarre füllt die großen Säle

Seite 22

MANUEL BRUG

Es macht „Ach!“ und „Oh!“, „Wow!“ und „Splendid!“. So wie immer, wenn sich eine größere Anzahl von Frauen versammelt und herrliche, teure Kleider begutachtet. Eine Mischung aus schwärmerischer Bewunderung für die Meisterschaft dieser Modemonumente und sehnsuchtsvoller Resignation, solche exquisiten Stofffantasien niemals den eigenen Körper umschmeicheln lassen zu können, scheint in den Sälen und vor den Kollektionsarrangements spürbar. Allen gemeinsam ist die Begeisterung über das Präziöse, die Erregung über das Exklusive, die Lust am letztlich unerreichbaren Luxus.

Der den ekstatischen Planeuren noch weiter fern rückt, zugleich sie aber um so magischer anzieht, wenn hier nicht nur Couture-Träume sich plustern, sondern es zudem die Roben illustrier Persönlichkeiten sind: deren Aura selbst die mehr oder weniger abstrakten Kleiderpuppen nicht wegwischen kann, die Samt zum Glühen, Seide zum Strahlen bringt.

Mode als Metapher durchdringt unserer wider besseren Wissens mit Vehemenz dem schönen Schein huldigende Gesellschaft, so sehr, dass es ja schon längst nicht mehr auf die unbezahlbaren Kollektionen ankommt, die meisten Marken ihren Umsatz mit Parfüms, Sonnenbrillen und Taschen einfahren. Mit dem eben, was sich die Normalkundin leisten kann, die immer stärker auch als Besucherin in die Museen gelockt wird.

Gleich dreifach konnten dieser Tage die Damen (und die wenig sich in der verzückten Masse verlierenden Herren) in London an Ausstellungsorten fündig werden, wo Mode museal zelebriert wurde. Am effektivsten und erfolgreichsten als Mixtur aus Jahrmarkt der Stars und Hommage für eine Kunstform in der „Hollywood Costumes“ im Victoria and Albert Museum. Hier verbindet sich die Berühmtheit eines Films oder eines Darstellers zwanglos mit der Ikonenhaftigkeit eines Anzugs oder Kleides.

Das kann zur Variationenabfolge versammelt werden, wie auf dem zentralen Podium, wo etwa Elizabeth I. als leere Hülle aus Goldbrokatreliquien sich präsentiert – jenen die Zeiten überdauernden Artefakten, in denen ihr Bette Davis, Judi Dench, Vanessa Redgrave, Helen Mirren oder Cate Blanchett ein Nachleben auf der Leinwand eingehaucht haben. Oder ganz unscheinbar, wenn am Ende des Parcours zwei der bekanntesten Kostüme der Filmgeschichte stehen: Marilyn Monroes simpel weißes, ohne U-Bahn-Abluft nur schlaffes Organza-Kleid aus dem „Verflixten 7. Jahr“, das 2011 einem Sammler 4,7 Millionen Dollar wert war, und Judy Garlands blauweiß gewürfeltes Baumwoll-Schürzenkleid aus dem „Zauberhaften Land“. Wie sonst soll man sich auch sonst steigern, wenn bereits am Anfang Scarlett O’Haras (und Vivian Leighs) flaschengrüne Trümmerfrauen-Verlegenheitsrobe auftaucht, die sie sich in „Vom Winde verweht“ aus Mutters Schlafzimmervorhängen schneiderte?

Die V&A-Kuratoren spielen technisch wie inhaltlich geschickt mit den Erwartungen und Sehnsüchten der sich drängelnden Besucher. Brad Pitt, Harrison



GETTY IMAGES FOR SOMERSET HOUSE/PR

Ihr Oscar-Auftritt, bitte! Bei Julia Roberts' 2001 getragener Valentino-Vintage-Robe verschwimmen die Grenzen zwischen Kleid und Kostüm, Marketing und Museum

Anziehende Ausstellungen

Mode im Museum: In London lockt man gleich dreifach die Frau als beste Kundin

Ford, Matt Damon und der leider tote Heath Ledger scheinen einem über die Schulter zu schauen, auch wenn ihre „Fight Club“-„Indiana Jones“-„Borne Identity“- und „Brokeback Mountain“-Outfits optisch wenig her machen: Die sich bewegenden Gesichter der Stars sind nämlich auf die Dummys projiziert. An Konferenztischen kann man als LCD-Stelen Martin Scorsese und seiner Kostümbildnerin Sandy Powell oder Tim

Burton und Colleen Atwood lauschen, wie sie über die Klamotten für „Gangs of New York“ und „Sweeney Todd“, diskutieren; die Figurinen schwirren virtuell über weiße Blätter auf den Tischplatten, und neben einem sitzen die belebten Puppen mit den Originalanzügen von Daniel Day-Lewis oder Johnny Depp. Meryl Streep und Robert De Niro kann man gleich durch eine ganze Abfolge von Kostümen wie durch ihre Biografie be-

gleiten. Von Charlie Chaplin Stummfilmtramp-Fetzen über Audrey Hepburns Original-„Tiffany“-Schwarzes made by Givenchy bis zu aktuellen Keira Knightlys „Anna Karenina“-Eleganz spannt sich der Kostümbogen, auch wenn vieles leider im Orkus der Atelierfunduse und -Abverkäufe untergegangen ist.

Viel konservativer, in elfenbeinfarbenen Kisten und unter seltsamen Plexiglasglocken, waren im gleichen Museum in der renovierten Dauerausstellung der Fashion Galleries zudem „Ballgowns: British Glamour Since 1950“ zu sehen. Auch hier wird das Interesse mit dem Außergewöhnlichen angeheizt, mit kostbaren Debitantinnenroben aus Tüll und Taft, für die es kaum noch die entsprechenden Ballsäle, geschweige die passende Society gibt. Die Rechnung mit der kleinen Ausstellungsflecht in der Angestelltenmittagspause scheint ebenfalls aufzugehen.

Das Prunkstück war eine der seine Trägerin als Zauberwesen aus Regentin und Tier aussehende lassende Wuschelpuschelrobe von Alexander McQueen. Als dessen Werkschau als bisher erfolgreichste Ausstellung in der Geschichte des New Yorker Metropolitan Museums kurz nach seinem Freitod 2010 ihre Pforten öffnete, schien diese makabre PR-Koinzidenz den Besucherinnensturm noch einmal anschwellen zu lassen. Dort und anderswo, seltsamerweise nur nicht in Deutschland mit seinen vielen Kunstgwerbemuseen von München über Frankfurt, Dresden, Berlin bis Hamburg, hat man längst erkannt, dass die Kleiderparaden die Massen anziehen. Freilich opulent vorgeführt müssen sie sein. Was im Charity-süchtigen New York jährlich durch die medial mit einer Starparade ausinszenierte Party des Costume Institutes weiter angefacht wird.

In Paris zeigt man selbst im Musée Orsay „Kleider der Impressionisten“ und paktiert gleich in zwei Modemuseen, dem städtischen Palais Galliera und dem Musée des Arts decoratifs im Rivoli-Louvre, gerne auch mit der Industrie. Man lässt sich Glamour sponsorn, von jeder was hat: der Hersteller die Rendite, das Kunsthaus die Zahlen.

Und so gibt es gleichzeitig auch noch in Londons privat geführtem Somerset House in einträchtiger Konkurrenz „Valentino: Master of Couture“ als souveräne Selbstfeier zu bestaunen. Gerahmt zu ebener Erde von Werbematerial und Dankesbriefen Liza Minnelli sowie dem Spitzenzauberbrautkleid Chantals von Griechenlands als Musterstück handwerklicher Kunstfertigkeit, lässt der italienische Modeschöpfer, der sich 2008 aus dem Kleiderzirkus zurückzog, die Besucher im gewölbten Zwischenstock über einen grauen Catwalk trippeln.

Links und rechts, zwischen cremefarbenen Stühlchen mit den Namen legendäre Fashionistas von Gestern bis Heute, stehen in bunter Chronologie die zeitlos edlen Modelle. Und dazwischen das berühmteste, ein schwarzes, damals schon neun Jahre altes Vintage-Seidenunterkleid mit weißen, sich zum Signatur-V fügenden Streifen, in dem Julia Roberts 2001 ihren Oscar küsste. So schließt sich der einträgliche Kleiderkreis.

Hollywood Costumes bis 27. Januar.

Valentino: Master of Couture bis 3. März

„Gewalttätigkeit kann immer korrigiert werden“

Der Guru Ravi Shankar erklärt, warum Vergewaltiger in Indien bisher kaum verfolgt wurden

TIL BIERMANN

Der 56 Jahre alte Hindu-Lehrer und Yogameister Sri Sri Ravi Shankar, der mit dem kürzlich gestorbenen Sitar-Spieler allein den Namen gemein hat, ist laut „Forbes“ der fünfteinflussreichste Mensch Indiens. Tausende Kursleiter in aller Welt vermitteln seine rhythmischen Atemtechniken, die glücklich machen sollen. Manche sehen ihn als eine Art Papst der Hindus. Der Guru hat einen anderen Blick auf den Vergewaltigungsfall in Indien als westliche Beobachter. Er glaubt: Atemtechnik und Ayurveda würden die Täter zu besseren Menschen machen.

DIE WELT: Wie sehen Sie die Situation in Indien nach dem Vergewaltigungsfall?

SRI SRI RAVI SHANKAR: Endlich sind die Menschen aufgewacht! Sie hatten sich schon an diese Fälle gewöhnt. Wir haben immer noch die alten Gesetze, durch welche Verbrecher nicht genug bestraft werden. Die laschen Gesetze

wurden während der britischen Kolonialherrschaft gemacht. Damit, wenn es in jenen Zeiten Anzeigen gegen die Kolonialpolizei wegen Vergewaltigungen gab, keine strengen Strafen verhängt werden mussten. Deswegen fordert das Volk jetzt strengere Gesetze. Unser Verein „Art of Living“ hat am Tag, an dem das rauskam, eine Lichterkette organisiert. Danach sind alle Politiker, Studentenvereinigungen und die allgemeine Öffentlichkeit gefolgt.

Was sollte mit den Tätern geschehen? Sie sollten ihr Leben lang ins Gefängnis kommen, aber nicht hingerichtet werden. Diese Menschen verhalten sich so, weil ihre Hormone nicht im Gleichgewicht sind. Sie haben eine gewalttätige Vergangenheit, oder sie sind sehr gestresst. Gewalttätigkeit in der Persönlichkeit des Menschen kann immer korrigiert werden.

Wie sollte das gehen?

Durch Therapiesprache und auch Atemtechniken. Das kann helfen, das

hormonelle Ungleichgewicht auszugleichen. Wenn nötig, muss man diesen Menschen auch Medikamente geben, um die Gewalttätigkeit zu beruhigen. Und es gibt Medikamente etwa aus der ayurvedischen Medizin, welche ihr Verhalten zum Besseren verändern können.

Glauben Sie nicht, dass Böses manchmal auch mit Gewalt beantwortet werden muss?

Wenn alles andere gescheitert ist, dann ist Gewalt in Ordnung. Aber das sollte das letzte Mittel sein.



PA/DALAKAS/HEIGES

Sri Sri Ravi Shankar, Hindu-Lehrer und Chef der NGO „Art of Living“

Im Westen sehen viele die Inder als friedliche Leute – aber entspricht das den Tatsachen?

Ja, Menschen mit hinduistischer Kultur sind sehr friedlich. Außerdem akzeptieren die Inder oft ihr Schicksal und machen einfach weiter. Vielleicht ist das auch ein Grund, weshalb es oft nur eine langsame Reaktion auf Vergewaltigungsfälle gab.

Wie sehen Sie die Lage der Frauen in Indien?

Die hinduistische Kultur respektiert Frauen sehr. Frauen werden als Göttinnen gesehen in fast jedem Teil von Indien. Aber es ist schlimm, dass solche Taten passieren. Ich glaube, das liegt hauptsächlich am Zelluloid, also an den Kinos, den Filmen. Es gibt sehr viel Gewalt in den Filmen des letzten Jahrzehnts. Unsere Kultur entfernt sich von der Tradition.

Indien und Pakistan sind nuklear bewaffnet. Was würden Sie der indischen Regierung raten?

GLOSSE

JAN KÜVELER

Der Balzac der Blurber

Das Wort „Waschzettelzeit“ ist einfach zu spröde. Nennen wir das werbewirksame Sekundenprotokoll der Begeisterung eines Kritikers oder Schriftstellerkollegen auf dem hinteren Buchumschlag deshalb, wie es die Amerikaner tun, kurz und knackig „Blurb“. Oft als PR-Geseiere abgetan, handelt es sich in Wahrheit um ein literarisches Genre mit großer Zukunft. In Zeiten knapper Aufmerksamkeit beschränkt sich die Buchlektüre immer öfter auf ein flüchtiges Scannen des Backcovers. Schon vor Jahren nutzte etwa Christian Kracht den wertvollen Platz, um mit den Mitteln des Blurbs, also gleichsam blurbend, die Irritationsmomente seiner Prosa zu wiederholen. Neben den typischen völlig übertriebenen Lobhudeleien (Harald Schmidt: „Ein literarischer Sundowner. Cheers im Reisfeld!“) ließ Kracht auch seine Kritiker zu Wort kommen, etwa die „taz“: „Letztlich kartografiert diese Pennälerprosa nur die Bewußtwerdung eines Spießers.“

Ein fünzehminütiger, im Internet kursierender Dokumentarfilm des Journalisten Edward Champion leistet nun für den Blurb, was der Film „Helvetica“ einst für die Schweizer Schriftart leistete: Er gibt ihm seine vergessene Geschichte zurück und illustriert seine prachtvolle Gegenwart, ist quasi der Heldenmythos des Blurbs. Wie der Name schon sagt, braucht man dafür einen Helden. In diesem Fall heißt er Gary Shteyngart. Das ist ein russisch-jüdischer New Yorker und Autor postmoderner Meisterwerke wie „Snack Daddys abenteuerliche Reise“ oder „Handbuch für den russischen Debitanten“. In Wahrheit, erfährt man in „Shteyngart Blurbs“, so der treffende Titel des Films, ist er der „Balzac der Blurber“ (wie sein Kollege A. J. Jacobs ihn begeistert nennt). Offenbar blurbt er unentwegt über alles, was nicht bei drei auf dem Baum ist. Zahlreiche befreundete Schriftsteller – und das sind alle, über die Shteyngart jemals geblurbt hat, also sehr viele – preisen ehrfürchtig Shteyngarts Blurb-Produktivität und bewundern seinen Erfindungsreichtum etwa beim Gebrauch von Ausrufezeichen, dem Trademark des Genres.

Schließlich kommt Shteyngart selbst zu Wort, er sieht aus, als wäre Maxim Biller lange nicht zum Friseur gegangen. Früher, sagt er, hätten die geizig gehüteten Blurbs über die Jahre zum Feinschliff von Autorenpersönlichkeiten beigetragen. Doch so, wie es um die Literatur derzeit stehe, sei jeder Feinschliff überflüssig. Er blurbte deshalb, als gäbe es kein Morgen. Dabei sei – darin zeigt sich die Verwandtschaft des Blurbs zum Feuilletonartikel – keine Übertreibung übertrieben genug. Als echter Profi gelingt es Shteyngart sogar, im Film einen Blurb über das eigene Blurbing loszuwerden: „Ich glaube, einige davon sind sehr, sehr gut.“

jan.kueveler@welt.de